

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

13. (5. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

### 13. (5. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. November, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr im grossen Sitzungssaale des  
Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel.  
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XX her.

#### A. Persönliches.

I. Von einem überaus zahlreichen, aus den verschiedensten Ländern stammenden Ausschuss ist zu Ehren unsers grossen Ehrenmitgliedes der nachfolgende Aufruf erlassen, den wir unsere Mitglieder zu beherzigen bitten.

#### Aufruf des Ausschusses zur Errichtung eines Denkmals für Rudolf Virchow.

Berlin, 13. Oktober 1902, Rudolf Virchows 81. Geburtstag.

Unser Virchow wurde uns am 5. September d. J. durch den Tod entrissen.

Von allen Seiten ist der Wunsch laut geworden, als Zeichen unserer Dankbarkeit und zur Aufmunterung für zukünftige Geschlechter ihm in Berlin, der Stätte seiner Entwicklung und Hauptwirksamkeit, an öffentlicher Stelle ein Denkmal zu errichten.

Das Komitee, welches ihm an seinem 80. Geburtstage die Virchow-Stiftung überreichte, hat es übernommen, diese Aufgabe auszuführen und richtet deshalb an die Schüler, Kollegen, Verehrer und Freunde unseres grossen Meisters Rudolf Virchow die Bitte, sowohl selbst einen Beitrag zu spenden, als auch in ihren Kreisen zu Beiträgen aufzufordern.

Unser Schatzmeister, Herr Geh. Kommerzienrat E. von Mendelssohn-Bartholdy ist bereit, solche unter der Adresse: Bankhaus Mendelssohn & Cie., Berlin W., Jägerstr. 49/50 in Empfang zu nehmen. Auch liegen Listen in den Buchhandlungen A. Asher & Co., Berlin W. Unter den Linden 13, A. Hirschwald, Berlin NW. Unter den Linden 68 und Georg Reimer, Berlin W. Lützowstr. 107/108 sowie beim Kustos des Langenbeck-Hauses, Herrn Melzer, Berlin N. Ziegelstr. 10/11 aus.

Alle Mitteilungen, soweit sie nicht die Einzahlung von Beiträgen betreffen, bitten wir an unsern Schriftführer, Herrn Prof. Dr. Posner, Berlin SW., Anhaltstr. 7 zu richten.

II. Unser II. Hauptschriftwart, Herr Dr. Otto Pniower, hat vom Minister der geistlichen Angelegenheiten das Prädikat als Professor erhalten, wir gratulieren herzlich hierzu.

## B. Naturgeschichtliches.

III. Der Jahresbericht der hiesigen Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule für die Zeit vom 1. April 1901 bis 31. März 1902 enthält, wie Sie ersehen wollen, verschiedene uns angehende Mitteilungen, z. B. S. 27: der seiner Zeit durch Baurat Friedrich Hoffmann der Museumsabteilung geschenkte riesige Baumstumpf von *Taxodium distichum* (Sumpfcypresse) aus dem Hangenden der miocänen Braunkohle von Gross-Räschen, welcher seiner Schwere (75 Ctr.) und Grösse halber in den oberen Räumen des Museums keinen Platz finden konnte, wurde im nördlichen Säulengang des Lichthofs untergebracht. Eine Anzahl grösserer Photographien auf einer daneben stehenden Staffelei geben dem Beschauer einen Überblick von dem Gross-Räschener Braunkohlen-Grubenbetriebe, der Art und Weise des Vorkommens der Baumstümpfe im Hangenden und Liegenden der Kohle, sowie über die dortigen technischen Anlagen (Briquettefabrikation). Die Mitglieder der Brandenburgia werden auf diese interessante Schaustellung besonders aufmerksam gemacht und auf das in unseren Schriften über die fossilen Sumpfcypressenwälder Brandenburgia VIII. 412 Mitgeteilte hingewiesen.

IV. Unser neues Ehrenmitglied Professor Dr. Rudolf Credner in Greifswald übersendet als Sonderabdruck aus dem VIII. Jahresbericht der Geogr. Ges. zu Greifswald 1901—1902 einen Aufsatz: Das Eiszeit-Problem. Wesen und Verlauf der diluvialen Eiszeit. Ein Vortrag, den der Verf. gelegentlich der Übernahme des Rektorats der Universität Greifswald am 15. Mai 1901 hielt. Ausser einer Orientierung über den derzeitigen Stand des Eiszeitproblems, welche Verf. in lichtvoller Darstellung giebt, sowie über den Anteil geographischer Forschung an deren Lösungsversuchen, bezweckte der Vortrag, im Anschluss an die — hier in Wegfall gebliebenen — Einleitungsworte, in welchen das Verhältnis der Geographie zu ihren Nachbar-Disziplinen kurz erörtert war, die Vorführung eines typischen Beispiels jener zahlreichen Probleme, deren Lösung nur durch Zusammenarbeit mehrerer Wissenschaften, im vorliegenden Falle der Geologie und Geographie, gefördert werden kann. Über die Ursachen der Eiszeit äussert Cr. ein vorsichtiges „non liquet.“ S. 15: „Die Lösung der Eiszeit bleibt der Zukunft vorbehalten.“

V. Unser Mitglied, Herr Lehrer Max Hildebrandt, hat eine umfängliche Arbeit über dasselbe Thema unlängst veröffentlicht: Untersuchungen über die Eiszeiten der Erde, ihre Dauer und ihre Ursachen, eine Schrift,\*) die mit emsigstem Fleisse die früheren zahlreichen Theorien anführt und das Problem von der Geologie ausgehend in 6 Kapiteln behandelt: 1. Die Geschiebformation und ihre Entstehung. — 2. Gliederungen der Quartärperiode. — 3. Die Chronologie der Quar-

\*) Verlag von L. A. Kuntze. Berlin 1901. XVI., 128 S. gr. 8.

tärperiode. — 4. Die Sintflut und die kühle Periode. — 5. Sonnenlauf und Axendrehung der Erde. — 6. Der klimatische Einfluss der Störungen im Sonnensystem. — Die Erklärungsursache gipfelt in der These des Verf. S. 125: „Die Störungen im Sonnensystem, vornehmlich die Veränderlichkeit der Bahnexcentrizität der Erde, beeinflussen ihre Klimate.“ Credner a. a. S. 15 urteilt hierauf bezüglich wie folgt:

„Mit drei jetzt feststehenden Tatsachen wird jede brauchbare Theorie rechnen müssen: erstens mit der Allgemeinheit des Vereisungsphänomens auf der ganzen Erde, zweitens mit der mehrfachen periodischen Wiederkehr desselben, und drittens mit dessen gleichzeitigem Eintritt auf der Nord- und Südhemisphäre, in höheren Breiten wie am Äquator. Von den zahlreichen bisher aufgestellten Hypothesen wird diesen Tatsachen keine einzige gerecht. Nicht nur die verschiedenen Versuche, die diluvialen Vergletscherungen durch lokale Ursachen zu erklären, auch die ungleich wichtigere Gruppe, welche gewisse kosmische Vorgänge, nämlich Veränderungen der Excentrizität der Erdbahn, der Schiefe der Ekliptik und der Lage der Erdaxe zum Ausgangspunkt hat — alle diese Hypothesen scheitern an dem Umstand, dass sie keine allgemeine, sondern nur eine alterierende Vergletscherung der beiden Erdhälften zur Voraussetzung haben. Eine Vorfrage aber wird vor allen weiteren Erklärungsversuchen zunächst ihre Beantwortung finden müssen, die nämlich, ob die Eiszeit eine auf die Diluvialperiode beschränkte Erscheinung war, oder ob sie sich periodisch und auch in älteren Zeiten der Erdgeschichte wiederholt hat? Gewichtige Anzeichen sprechen für eine Lösung der Frage in letzterem Sinne. In den verschiedensten Ländern der Erde und in Formationen verschiedensten Alters vom Cambrium bis zum Tertiär sind Ablagerungen angetroffen worden, Conglomerate namentlich und Breccien, welche ihrem ganzen Habitus nach auf glaziale Entstehung schliessen lassen und von einer Anzahl von Geologen mit damals herrschenden Eiszeiten in Verbindung gebracht sind. Der hervorragende englische Glazialforscher James Croll glaubt sich bereits zu dem Schluss berechtigt, dass jede grosse Erdepoche ähnlich wie die quartäre von einer Reihe von Eiszeiten und Interglazialzeiten heimgesucht worden sei. Noch aber stehen dieser Annahme mehrfach wiederkehrender Vergletscherungen in früheren Perioden namhafte Geologen zweifelnd gegenüber. Erst wenn hier Klarheit geschaffen ist, wird die Zeit gekommen sein, in welcher man mit Aussicht auf Erfolg der endgültigen Lösung der Frage nach der Ursächlichkeit der Eiszeiten näher treten kann.“

Für mich persönlich steht der Annahme von Eiszeiten schon in der archaischen und mesozoischen Periode bislang das Bedenken entgegen, dass für die damals angenommenen Zwischeneiszeiten nicht die entsprechenden Veränderungen in der Tier- und Pflanzenzeit nachgewiesen werden, die doch gerade während der Quartärzeit das sinnfälligste und schlagendste Argument für die Zwischeneiszeiten bilden, der Wechsel zwischen hochnordischer und gemässigter Tier- und Pflanzenwelt.

Im übrigen bin ich weder Kosmologe noch Astronom und daher nicht entfernt in der Lage — gleich wie wahrscheinlich fast alle heut hier Anwesenden — die Hildebrandtsche Theorie auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Gleichwohl ist die Vergletscherung unserer Gegend ein überaus wichtiger Gegenstand, der stets die vollste Beachtung der Heimatskunde finden wird, namentlich in Verbindung mit der Beeinflussung der Pflanzen- und Tierwelt, insbesondere auch mit dem frühesten Auftreten der Menschen bei uns.

Über letztere Punkte giebt, ich wiederhole es dankbar, die Hildebrandtsche Schrift eine grosse Menge von Lehrstoff. Der Verf. versucht sich auch in einer Chronologie des Glaziärs S. 127 wie folgt:

- I. Eiszeit: 530 000—510 000 mit kurzer Abschmelzperiode;
- II. Eiszeit: 425 000—385 000 mit 50—60 000 jähriger Abschmelzperiode;
- III. Eiszeit: 265 000—250 000 mit kurzer Abschmelzperiode;
- IV. Eiszeit: 55 000—30 000 mit 20—25 000 jähriger Abschmelzperiode, abgekürzt durch die Sintflutkatastrophe.

Aus astronomisch-rechnerischen Gründen ist H. der Ansicht, dass wir uns bereits wieder in einer Periode der thermometrischen Depression befinden, d. h. dass wir mit anderen Worten wenn auch langsam und kaum merkbar, so doch sicher einer neuen Vereisung der Erde entgegengehen. Von dieser pessimistischen Vorstellung dürfen wir uns vorläufig wohl mit der Devise erleichtern: *après nous de déluge*. — Schlimmer klingt freilich die nachfolgende amerikanische Nachricht, über die bereits jetzt drohende Vereisung der Erde. Bekannt ist, so schreibt man uns, die Theorie, dass die zunehmende Erkaltung des Erdballs beziehungsweise der Sonne allmählich dazu führen werde, die Erdoberfläche in einen Zustand gänzlicher Vereisung übergehen zu lassen, mit dem dann selbstverständlich auch jedes Leben aufhören müsste. Immerhin hielt man dabei das tröstende Bewusstsein fest, dass diese für die Lebewelt verhängnissvolle Katastrophe in einer fernen Zukunft läge, die durch einen Zeitraum von unschätzbbarer Länge von der Gegenwart getrennt wäre. Jetzt hat sich ein Prophet gefunden, der den Menschen mehr bange machen will, indem er verkündet, dass wir bereits im Beginn der Umwälzung stehen. Den Ruhm dieses Sehertums nimmt ein amerikanischer Gelehrter, Leon Lewis, für sich in Anspruch. Er verkündet das Herannahen einer mindestens teilweisen Zerstörung der heutigen Erdoberfläche durch Eis. Der Südpol ist, wie jeder weiss, von einer weiten, wahrscheinlich im wesentlichen zusammenhängenden Landmasse umgeben, die ein Fortfliessen des auf ihr gebildeten Eises verhindert. Daraus aber folgt, dass sich das Eis um den Südpol fortgesetzt weiter anhäuft und schon jetzt einen Wall bildet, der an der Robertson-Bai

auf etwa 3000 Meter Mächtigkeit geschätzt worden ist, während er an anderen Stellen noch höher sein soll. Nach der Meinung des Herrn Lewis wird diese riesige Eismasse in naher Zukunft unter dem dauernd wachsenden Eisdruck zerreißen und in den Atlantischen Ozean hineingeschwemmt werden, wo sie dann unaufhaltsam weiter nach Norden dringen muss. Sie wird über den Äquator hinausgehen und die Küste von Afrika zwischen dem Golf von Guinea und dem Kap Verde blockieren, und sogar noch weiter die Küste von Spanien und Portugal, von Frankreich und Grossbritannien überschwemmen, bis schliesslich das ganze Europa unter einer furchtbaren Eismasse begraben sein wird. Es bleibt niemand benommen, sich in diese angenehme Aussicht zu versenken; uns will es jedoch scheinen, als ob Herr Lewis besser daran getan hätte, diese Prophezeiung auf den nächsten Sommer zu verschieben, der hoffentlich recht heiss ausfällt, so dass eine kleine Abkühlung durch derartige Phantasien wohltuend empfunden wird. Hoffentlich heisst es auch hier: es wird nicht so heiss gegessen wie gekocht wird, oder, um im Bilde zu bleiben: das Eis wird nicht so kalt gegessen, wie der Konditor es bereitet.

VI. Herr Professor R. Credner überreicht ferner einen gedruckten Bericht über den XIX. Ausflug der Geographischen Gesellschaft „Exkursion nach Süd-Schweden (Schonen) bis zum Kullen am Kattegat am 20.—24. Mai 1902. Ich lege dieses Schriftchen besonders davor, damit Sie ersehen, wie landeskundliche Exkursionen nach entfernten Landen in grossem Massstabe und in wissenschaftlicher Form zweckmässig zu organisieren und tadellos auszuführen sind. Fast beschleicht uns ein Gefühl des Neides, dass wir uns Brandenburgia-Mitglieder als solche derartige reichsten Genuss und wissenschaftliche Befriedigung gewährenden grosse Seetouren dann doch nicht leisten können.

Das Hauptverdienst bei diesen wissenschaftlichen Wanderfahrten fällt Herrn Credner zu und diese vorzüglich geleiteten Unternehmungen sind es nicht zum wenigstens, welche bei der diesjährigen Hauptversammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft den Entschluss gereift haben, ihre Hauptversammlung 1904 in der alten pommerschen Universitätsstadt abzuhalten.

VII. Auf Wunsch des Central-Vereins für Hebung der deutschen Fluss- und Kanalschiffahrt lege ich Heft 19. Jahrg. 1902 der Zeitschrift für Binnen-Schiffahrt vor.

### C. Kulturgeschichtliches.

VIII. Ich lasse den „Katalog der Bibliothek des Statistischen Amtes der Stadt Berlin“ zirkulieren; obwohl „Berlin 1901“ datiert, ist er erst kürzlich ausgegeben. Er enthält eine Menge landes- und heimatkundlicher Schriften, wie Sie sich leicht überzeugen werden und bildet

gewissermassen den Schwanengesang des hochverdienten Direktors des Amts Geh. Reg. Rat Dr. Boeckh, den leider Altersschwäche drängt am 1. April 1903 auszuschneiden.

IX. Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins zu Prenzlau. 1. Bd. 3. u. 4. Heft. Prenzlau 1902. Auch dieses Heft der Veröffentlichungen des uns befreundeten Vereins enthält mehre recht bedeutsame Aufsätze, die ich Ihnen bereits zum Teil als Einzelschriften vorlegte.

Goldene Eidringe aus der Uckermark. Von Hugo Schumann. 2 Goldringe, jüngere Bronzezeit, vielleicht irisch-britischen Ursprungs, möglichenfalls mit dem Bernsteinaustausch nach unseren Gegenden zusammenhängend.

Das spätkarolingische Gefäss aus einer kistenartigen Steinpackung von Criewen bei Schwedt. Rohes menschliches Gesicht auf dem Hals, die Arme auf dem Bauch zusammengelegt. Christlicher unglasierter, grauschwärzlicher Hartbrand aus dem 9.—11. Jahrhundert, hat mit einer Bestattung nichts zu thun, eher mit abergläubischen Vorstellungen (Bauopfer, Hausopfer?).

A. Mieck und Dr. E. Bahrfeldt: der Hacksilberfund von Alexanderhof bei Prenzlau. Die Münzen reichen vom Ausgang des 9. bis ins letzte Fünftel des 10. Jahrhunderts. Die Schmucksachen haben die grösste Ähnlichkeit mit 2 Funden des Märkischen Museums von Nieder Landin, Kreis Angermünde und von Leistower Mühle bei Frankfurt a. O.\*)

X. U. M. Herr Direktor Ulrich Kracht giebt seit 1. Oktober d. J. eine Zeitschrift heraus: Das hülfreiche Berlin-Central-Organ für Wohlthätigkeits-Bestrebungen, von welcher ich auf Wunsch die erschienenen Nummern gerade jetzt vor dem Weihnachtsfest, also in der besonders „wohlthätigen“ Zeit vorlege.

XI. Auch vom „Roland, Zeitschrift für Brandenburgisch-Preussische und niederdeutsche Heimatkunde“ lege ich wiederum einige Nummern vor, dies gemeinnützige litterarische Unternehmen aufs neue Ihrer Anteilnahme empfehend.

XII. bis XIV. Drei Erinnerungen an die Zeit der Erhebung von 1813.

Das Fräulein C. Dreyzettel in Gotha, eine alte Berlinerin hat mir, um mir als eine ehemalige Schülerin meines seligen Vaters des 1851 hierselbst verstorbenen Dr. phil. Karl Friedel eine Freude zu machen, zwei interessante geschichtliche Erinnerungen geschenkt, die ich dem Märkischen Museum überweise:

\*) Vgl. über die Hacksilberfunde Monatsblatt VI. 279.

a) ein Schriftstück teils aus Goldbronze teils aus Bein in Form eines Eisernen Kreuzes, nur kleiner und zierlicher gefertigt, eine interessante und höchst sonderbare Erinnerung an die Befreiungsschlacht von Gross-Beeren am 23. August 1813.

Die Vorderseite lautet wörtlich:

„Schlacht bei gross Berend“

(im Mittelschild ein Eichenzweig),

die Rückseite:

„Zum

Andenken.“

(im Mittelschild: W. H.)

Die Knocheneinlage stammt, was wohl niemand erraten dürfte, aus dem Armknochen eines Verwundeten her, der das Kreuzchen damit garnieren liess und es aus Dankbarkeit seiner Pflegerin und Wohlthäterin schenkte.

b) ein hohl gegossenes eisernes mit Goldbronzerand verziertes ovales Medaillon. Vorderseite schöngetroffene Büste der Königin Luise. Rückseite eingraviert:

„gb. d. 10t. März 1776

gst. d. 19t. July 1810.“

Daran ein zierliches Eisenkettchen zum Umhängen des Medaillons, feine Arbeit der Kgl. Eisengiesserei Berlin.

c) Herr Rektor Monke verehrt ein von ihm mit gewohntem Spürsinn entdecktes hochinteressantes Flugblatt, datiert Berlin den 4. März 1813. Bekanntlich griff General von Tzernischeff am 20. Februar 1813 mit einigen Kosakenpulks die französische Besatzung Berlins vom Schönhauser wie vom Landsberger und Königstor an, und jagten bei dieser Gelegenheit einige verwegene russische Reiter bis zum Schlossplatz vor, woselbst von einem in rasender Eile dahinsprengenden Kosakenpferd das eine Hufeisen bis in das obere Stockwerk des Hauses Schlossplatz Nr. 10 geschleudert und dort — vergoldet — zur Erinnerung später angebracht wurde. Ich habe Ihnen dies Wahrzeichen in der Brandenburgia vor einiger Zeit vorgelegt (vgl. Brandenb. X. 249), es ist beim Abbruch des Hauses und Einbeziehung der Grundfläche des letzteren in das neue Kgl. Marstallgebäude entfernt worden und wird im Märkischen Museum unter B. VI. Nr. 11552 verwahrt. Bei den Kämpfen am Königstor starb ein hoffnungsvoller deutscher Freiheitskämpfer wie die Inschrift an der Mauer der St. Bartholomäus-Kirche besagt: „Alexander, Freiherr von Blomberg, geb. zu Iggenhausen, den 31. Januar 1788, fiel als erstes Opfer im deutschen Freiheitskampfe am 20. Februar.“

Wegen der starken Besatzung Berlins konnten die Russen vorläufig keinen Erfolg haben, gleichwohl räumten die Franzosen die Stadt in der Nacht vom 3. zum 4. März. Noch waren einige Teile in der Morgen-

frühe innerhalb des Halleschen Tors als sie durch die vom Oranienburger Tor eingedrungenen Russen auf dem Rondel (jetzigem Belle-alliance-Platz) angegriffen wurden. Es gab auf beiden Seiten Tote und Verwundete. Die Franzosen zogen südwestlich in der Richtung auf Schöneberg und Steglitz ab.

Als bald fraternisierten die Berliner mit den Russen. Ludwig Rellstab, der bekannte Schriftsteller und langjährige Mitarbeiter an der Vossischen Zeitung schreibt darüber: „Mir stehen noch lange Züge von Kosaken und Baschkieren lebendig vor Augen, welche die Friedrichstrasse vom Oranienburger Thor her herabmarschierten. Fast an jedem Steigbügel hingen sich ein paar Jungen, neben jedem Sattel marschierten als Seitentrabanten Berliner Bürger mit lautem Jubelgeschrei. Sie drückten den Reitern die Hände, zogen sie halb herab, um sie zu küssen, und unablässig gingen die gefüllten Flaschen mit Branntwein und Bier von einer Hand in die andere.“

An diesem Tage, 20. Febr. 1813 alten Stils 4. März 1813 neuen Stils erliess Tzernischeff an die Berliner das Ihnen vorgelegte Flugblatt mit wörtlich folgendem Inhalt.

#### Tagesbefehl.

Indem der Herr General Tzernischeff, Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen, in dem Augenblick in die Hauptstadt einrückt, wo dieselbe noch nicht völlig von den französischen Truppen geräumt war, so giebt er den Einwohnern die Versicherung, dass demohngeachtet die Ruhe und Sicherheit der Stadt auf keine Weise durch seine Truppen gestört werden wird. Er hat deshalb, und für alle übrigen militärischen Anordnungen, den Herrn Major Graf Puschkin zum einstweiligen Platzkommandanten ernannt, der sein Bureau in der Behrenstrasse No. 46 errichtet hat.

Der Herr General hofft, dass die Bürger dieser Stadt den einrückenden Russischen Truppen mit freundlichen Gesinnungen entgegenkommen, und dass sie besonders weder feindliche Personen, noch feindliches Eigentum verheimlichen werden.

Berlin, den  $\frac{20. \text{Febr. a. St.}}{4. \text{März}}$  1813.

Es würde dem Märkischen Museum angenehm sein zu erfahren, ob von dieser merkwürdigen, auf ordinärem Papier gedruckten amtlichen Bekanntmachung noch ein zweites Exemplar bekannt ist?

Das Märkische Museum besitzt übrigens noch zwei Unica von ganz ähnlichen amtlichen Bekanntmachungen, wie ich bei dieser Gelegenheit nebenbei erwähne, des russischen General Fermors Manifest an die Märker bei seinem Einmarsch in die Neumark während des siebenjährigen Krieges und das berüchtigte Publikandum des Berliner Gouverneurs Grafen von der Schulenburg vom 18. Oktober 1806

nach den Unglücksschlachten von Jena und Auerstedt, welches mit den unvergesslichen Worten schliesst: Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Das Exemplar des Märkischen Museums ist auf blauem Papier gedruckt.

XV. Ein Werk Schinkels, der künstlerisch verzierte fiskalische Kran am rechten Spreeufer hat gelegentlich des Neubaus des 2. Kgl. Poliklinikums in der Ziegelstrasse 18/19 beseitigt werden müssen. Von dem Bauleitenden Herrn Regierungs-Baumeister Michaelis auf die Sache freundlichst aufmerksam gemacht, hat das Märkische Museum durch unser Mitglied Herrn Photograph Bartels den Kran von 2 Seiten aus aufnehmen lassen, wie Sie aus den beiden bezüglichen Photographien ersehen wollen. Es erhellt daraus, wie der grosse Künstler seine vom hellenischen Formengeist durchdrungene Kunst auch auf Gegenstände des werktäglichen Gebrauchs ausdehnte. Unsere Zeit hat, wie dieses Beispiel bezeugt, kein Recht zu glauben, dass sie zuerst dergleichen Gegenstände der Technik künstlerisch ausgestaltet habe. Bei den hohen Abbruchkosten — 200 Mk. — hat das Märkische Museum auf die Erwerbung des Krans für diesen Betrag verzichten müssen. Das Stück würde sich für die Sammlung der Kgl. Technischen Hochschule am besten eignen.

XVI. Hochschulen-Erinnerungsdenkmünze. Der Herr Kultusminister schreibt am 12. d. M. an das Märkische Museum wie folgt: „Von den von mir zur Erinnerung an die Hundertjahrfeier der hiesigen Königlichen Technischen Hochschule gestifteten Medaille übersende ich anbei ein Exemplar in Bronze als Geschenk für die dortigen Sammlungen. Die Medaille ist nach dem Entwurfe des Bildhauers, Professors August Vogel von der Berliner Medaillen-Münze von Otto Oertel hergestellt.“

Die formvollendet, und wenn auch hellenisierend, doch im modernsten Geschmack hergestellte Medaille ist quadratisch mit abgestumpften Ecken, also achteckig, in Form einer sogen. Klippe. Der Durchmesser beträgt 6 centim. Die Inschrift der Vorseite lautet: Der Kultusminister der Königlichen Hochschule. Auf der Rückseite steht:

Königliche Bauakademie  
1799 Berlin 1899

Koenigliche  
Technische Hochschule

A. Vogel Fc.

Von der Sauberkeit der Ausführung, welche neben dieser Inschrift links die Baukunst, rechts die Ingenieurkunst in einer weiblichen bezw. in einer männlichen jugendlichen Figur allegorisiert, wollen Sie sich durch den Augenschein überzeugen.

XVII. Als Bauopfer (vergl. darüber *Brandenburgia* X. 4, 270 u. 351) ist der Ihnen hiermit vorgezeigte, vielleicht dem 15. oder 16. Jahrhundert entstammende, aussen weissliche, unglasierte, innen gelbglassierte Henkelkrug mit Inhalt aufzufassen, welchen wir der Güte der Kaiserlichen Oberpostdirektion laut Schreiben vom 31. Oktober 1902 verdanken.

Dasselbe lautet wörtlich:

„Bei dem Abbruch des Hauses Spandauerstrasse 24 ist auf der untersten Banketsohle — 1,5 m unter der jetzigen Kellersohle — ein Henkelkrug aufgefunden worden, welcher mit der Öffnung nach unten in den aus Feldsteinen bestehenden alten Fundamenten vermauert war. Der einhenklige, nach innen glasierte und aussen mit Reifverzierungen versehene Krug hat eine Höhe von etwa 15 cm. und einen Durchmesser von 10 cm. Die an der Fundstelle bemerkten anscheinend von einem Lebewesen herrührenden geringen Staubreste, welche jedoch leider nicht aufgesammelt sind, lassen die Vermutung zu, dass aus Aberglauben mit dem Krüge zusammen ein kleines Tier eingemauert worden ist.

Bei dem bezeichneten Abbruch sind die Arbeiter ferner auf 1 m starke Fundamentmauer aus Ziegelsteinen (Klosterformat) gestossen, die mit einem Bindemittel verarbeitet waren, das von ganz ausserordentlicher Härte ist, so dass es nur stückweise mit eisernen Keilen gesprengt werden konnte. Die Ober-Postdirektion gestattet sich, den Krug und eine Probe des Mauerwerks dem Provinzial-Museum zur Verfügung zu stellen.“

Das Ziegelsteinbruchstück ist derartig verschlackt, dass es auf eine der mehrfachen gewaltigen Feuersbrünste einen Schluss zu rechtfertigen scheint, welche Berlin im 14. Jahrhundert zum Teil gerade in der in Frage kommenden Gegend einäscherten und bei Fundamentausgrabungen durch Brandschutt nicht selten in die Erscheinung treten.

XVIII. Hertzogs bekannte Agenda wird alljährlich auch uns verehrt und nehmen wir an deren bildlicher Ausstattung allemal gern dann Anteil, wenn sie Heimatkundliches enthält, zumal das kunstsinnige Arrangement von unserm Mitgliede Herrn Ludwig Reuter herrührt. So bietet die Agenda 1903 auch wieder unter dem Titel „Deutsche Ehrentage“ eine Menge bildliches Material namentlich bezüglich unsers Zeughauses und seiner Sammlungen sowie Bilder.

#### D. Photographien.

XIX. Unser Mitglied Herr Gustav Lackowitz-Pankow, der aus seiner Gegend schon so viele Ansichtspostkarten geliefert, spendet neue: 11 von Pankow, 7 von Nieder-Schönhausen, 2 von Reinickendorf, 1 von Hermsdorf, 2 von Waidmannslust und 1 von Schönholz. Besten Dank hierfür.

XX. U. M. Herr Bibliothekar F. Lüdicke-Charlottenburg, ein eifriger Photograph vor dem Herrn, überreicht 2 Photographien von dem

Innern des Treppenhauses, in dem sich die schöne Staatsbibliothek und Lesehalle der Stadt Charlottenburg befindet, sowie eine Photographie von dem aus Blöcken cyklopisch getürmten Sport-Denkmal Kaiser Wilhelms des Grossen in Grünau. Die Unterhaltung dieses Sportdenkmals ist, auf Vorschlag der Regierung, von der Gemeinde Grünau kürzlich übernommen worden. Die Grünauer Gemeindevertretung stimmte einem Vertrage zu, nach welchem sie von dem Fiskus sechs Hektar Landes pachtweise, jedoch unter Verzicht auf einen Pachtschilling, überwiesen erhält, wofür sie sich verpflichtet, für die Instandhaltung des Sportdenkmals Sorge zu tragen. — Desgleichen vier Aufnahmen von Sperenberg, gemacht bei einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums, welche unter meiner Leitung am 5. Oktober d. J. nach Sperenberg, Kreis Teltow, und Umgegend stattfand. 1. Die Gipsfabrik unsers Mitgliedes des Herrn Fabrikbesitzers Mundt jun., der uns auf das Freundlichste führte und aufnahm. Es ist die grösste derartige Fabrik in Deutschland, die das Material der benachbarten Gipsbrüche, welche die Firma Mundt teils erworben, teils gepachtet hat, verarbeitet. — 2. Eine allgemeine Ansicht der Gipsbrüche mit der Fördereisenbahn. — 3. und 4. zwei Detail-Aufnahmen der Brüche, woraus es sinnfällig wird, dass das Relief und Profil des Sperenberger Gipsgebirges viel kühner, rauher und zackiger ist als das Relief von den Schichten der mehr sanfter ausgestalteten Rüdersdorfer Kalkbrüche, Sperenberg der älteren Dyas, Rüdersdorf der jüngeren Trias angehörig.

XXI und XXII. Darauf sprach Herr Professor Dr. Otto Pniower: Ich lege Ihnen hier zwei Bücher vor, an denen das Märkische Museum einen bescheidenen Anteil insofern hat, als es zu ihnen bildliches Material lieferte. Beide haben Friedrich den Grossen zum Gegenstande ihrer Darstellung: v. Petersdorff, Friedrich der Grosse. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Berlin, A. Hofmann u. Co. 1902, 508 S. gr. 8<sup>o</sup> und Gotthold Klee: Friedrich der Grosse. Die Geschichte seines Lebens erzählt für Jugend und Volk. Leipzig 1902, 478 S. 8<sup>o</sup>. Ich bin nicht in der Lage, sie fachmännisch zu beurteilen d. h. zu bestimmen, wie weit sie auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehn, in welchem Masse das Material verarbeitet ist und ob in richtiger Auffassung, ob etwa in dem einen der Bücher, dem umfangreicheren — bei dem zweiten kann seiner Natur nach davon nicht die Rede sein — eine selbständige Durchprüfung der Überlieferung vorliegt oder nicht. Ich kann von den Büchern nur wie ein genussfroher Laie sprechen. Beide aber verdienen von diesem Standpunkt aus Beifall. Beide sind populär gehalten. Beide geben nur Resultate der Forschung, nicht Forschung selbst. Das zweite ist noch in engerem Sinne populär, indem der Verfasser die „Jugend und das Volk“ als sein Publikum im Auge hat. v. Petersdorff ist bemüht, in einer eingehenden Schilderung ein volles

Bild des grossen Mannes und vielseitigsten aller Regenten zu geben. Seine Darstellung ist frisch und geisterfüllt. Sie ruht auf einer sicheren Kenntnis des historischen Lebens und auf feiner Beobachtung des menschlichen Getriebes überhaupt. Durchweg begnügt er sich nicht, die Tatsachen trocken anzuführen, sondern ist bestrebt, ihre psychologische Verknüpfung darzutun. So sucht er auch bei Friedrich vor allem die menschlichen Züge aufzuzeigen, wobei er seine natürlichen Schwächen unbekümmert hervorhebt. Recht zu statten kommt der Darstellung, dass der Verfasser viel authentische Worte des Königs einflieht: mündliche Äusserungen, Briefstellen, Sätze aus seinen Schriften, die berühmten Randbemerkungen und dergl., wodurch uns die einzige Gestalt besonders lebendig wird. Man hat oft darüber geklagt und hört die Klage auch wohl noch, dass der deutsche Gelehrte der Kunst, volkstümlich d. h. interessant und allgemeinverständlich zu schreiben, ermangele. Das Wort ist schon lange nicht mehr wahr, und dieses Buch straft es von neuem Lügen. Es stellt der Fähigkeit des Verfassers, eine Masse historischen Stoffes künstlerisch zu bewältigen, ein höchst günstiges Zeugnis aus.

Das Buch von Klee, das, wie ich schon bemerkte, für die „Jugend und das Volk“ berechnet ist, kann schon darum nicht so viel bieten wie das v. Petersdorffsche. Aber auch ihm muss man in Anbetracht seines Zweckes reiches Lob spenden. Auch in ihm ist die Darstellung reichhaltig und eindrucklich. Auch seinem Verfasser ist es geglückt, ein lebendiges Bild des Helden zu entwerfen.

Beiden Büchern gemeinsam ist noch, dass sie reichen Bilderschmuck zeigen. Bei einer illustrierten Geschichte Friedrichs des Grossen denkt man sogleich an das berühmte, zuerst im Jahre 1840 erschienene Werk Kuglers, berühmter durch seinen Illustrator Adolph Menzel als seinen Verfasser Franz Kugler. Den künstlerisch Empfindenden erfüllt dabei der Unterschied der Zeiten ein wenig mit Wehmut. In dem vor mehr als sechzig Jahren erschienenen Werk finden wir nach den Zeichnungen eines Meisters trefflich ausgeführte Holzschnitte, heute giebt man nur mechanische Reproduktionen. Als Entschädigung kann dafür gelten, dass heute quantitativ um so mehr geboten wird und dass es ferner doch auch für die geschilderte Zeit wertvoll und charakteristisch ist, dass nur in der dargestellten Periode selbst entstandene Bilder wiedergegeben werden. Dann wollen wir auch nicht übersehen, dass wir, wenn wir auch eine künstlerische Verarmung nicht leugnen können, uns dafür des wissenschaftlichen Fortschrittes rühmen und erfreuen können. In dem Kuglerschen Buch äussert sich ein geschickter Schriftsteller, in dem v. Petersdorffschen legt ein mit dem Stoff bis ins einzelste vertrauter Historiker in anmutiger Form die Ergebnisse einer gewaltigen, seit Generationen geleisteten Summe von Forschungen vor. Ich sagte, dass heute quantitativ so viel geboten werde. In der Tat

enthält das grössere unserer beiden Bücher nicht weniger als 227 Bilder, zu denen noch 27 Faksimiles kommen, beide technisch durchweg vortrefflich reproduziert. In diesem Punkte kann sich das Kleesche mit dem v. Petersdorffschen nicht messen. Doch ist auch in ihm, wenn wir daran denken, wie früher der Bilderschmuck derartiger Bücher beschaffen war, ein grosser Fortschritt nicht zu verkennen.

XXIII. Herr Landgerichts-Sekräter Karl Altrichter hielt hierauf den angekündigten Vortrag:

#### Die Inschrift des sogenannten Runensteins von Rogäsen.

Hierzu eine Tafel.

Im Jahre 1849 sollte zu Rogäsen, Kreis Jerichow, das niedergebrannte Schulhaus wieder aufgebaut werden. Zu dem Fundament schien ein am Eingange des Kirchhofs liegender grosser Stein von der Gestalt eines abgestumpften Kegels gutes Material zu gewähren. Man sprengte ihn und als man die Stücke umdrehte fand sich, dass auf der flachen, nach unten gekehrt gewesenen Seite des Steines, die reichlich einen Meter Längsdurchmesser gehabt hatte, wunderbare Schriftzeichen eingemeisselt waren. Dem herbeigekommenen Kirchen- und Schulpatron, Grafen Wartensleben, wurde davon Mitteilung gemacht und auf dessen Anordnung unterblieb die Vermauerung der Steinstücke. Dieselben wurden vielmehr in ihrer alten Verbindung zusammengesetzt und als geschichtliches Altertum in die damals neuerbaute Rampe des gräflichen Schlosses eingefügt. Dabei war zunächst ein Eckstück unbeachtet geblieben, das später aufgefunden wurde und in dem gleichfalls noch 2 Striche eingemeisselt waren.

In dieser Rampe blieb der Stein nicht. Nach mehreren Jahren wurde er anderwärts als Denkstein aufgebaut. Erst in neuerer Zeit ist er unter Mitverwendung des erwähnten Stückes von dem jetzigen Besitzer von Rogäsen, Major und Landrat a. D. Grafen von Wartensleben in einer Steingruppe so aufgestellt, dass die Bruchstücke ohne Befestigungsmaterial zusammen halten.

Von Anfang an ist man bemüht gewesen hinter das Geheimnis der auf dem Stein befindlichen Inschrift zu kommen. Alexander von Humboldt, an den man sich zunächst gewendet hatte, antwortete überhaupt nicht. Allerdings war die Zeichnung, die man ihm gesandt, und von der man eine Kopie zurückbehalten hatte, so unglücklich, dass daraus niemand etwas hätte entnehmen können. In dankenswerter Weise ist viel später nicht nur eine genaue Zeichnung, anscheinend unter Auflegung des Papiers auf den Stein, sondern sogar eine Photographie von dem ganzen Stein hergestellt worden, so dass ein Fremder die Sache eingehender studieren kann.

Im Jahre 1882, als das jetzt vorhandene Schlusssteinstück noch nicht aufgefunden war, hat die sonach unvollständige Zeichnung — sie ist erst später ergänzt — bei verschiedenen Männern der Wissenschaft die Runde gemacht, um eine Entzifferung herbeizuführen. Ein Lehrer Rabe, der sich viel mit keltisch beschäftigt, glaubte in den Zeichen Runen zu sehen und eine altbritische Inschrift zu erkennen. Abgesehen davon, dass die Inschrift zu seiner Zeit nicht vollständig war, hatte dieser Herr sich auch gemüssigt gesehen, eine Verbesserung vorzunehmen, indem er einen Horizontalstrich, der aus einem senkrechten Strich im rechten Winkel abging, bergabgehend las und so ein ihm bequemerer Zeichen einschmuggelte. Ferner aber sah er eine Anzahl Zeichen als Trennungszeichen an, ohne erkennbar zu machen, weshalb Zeichen verschiedener Art als solche zu lesen sein sollten. Frühmittelalterliche Inschriften weisen zum Teil gar keine Teilungszeichen zwischen den Wörtern oder den Buchstaben, die diese bedeuten, auf, zum Teil sind Vertikalstriche, zum Teil Punkte, zum Teil auch Kreuze und andere Figuren verwendet, die Form ist für jede Inschrift aber eine einheitliche, sodass man nie in die Verlegenheit kommt, ein Schriftzeichen für ein Teilungszeichen zu halten. Ähnlich so verhält es sich bei Runenschriften, die mir zu Gesicht gekommen sind. Unter diesen Umständen kann eine Besprechung der Rabeschen Entzifferung, die im wesentlichen die Anrufung eines keltischen Gottes darstellen sollte, keinen Zweck haben. Andere Forscher wollen in den Zeichen nordische, noch andere germanische Runen erkannt haben, aber zu einer befriedigenden Entzifferung ist die Inschrift nicht gekommen.

Ich habe nun zwar auch schon runische Schriften und zwar der verschiedensten Alphabete gesehen, aber ich muss sagen, die Schrift sieht mehr wie eine solche des 10., 11. und 12. Jahrhunderts aus. Denn darüber darf man im vorliegenden Falle doch nicht hinwegsehen, dass die gewinkelten statt rundlicher Formen sehr mit der Sprödigkeit des verwendeten Materials in Zusammenhang zu bringen sind. Diese Winkelungen mögen zum Teil dazu beigetragen haben, Runen in den Schriftzeichen zu erblicken. Denn mit Rücksicht auf die Form des Steines und den Verlauf der Schrift muss es als eine gezwungene Erklärung angesehen werden, dass der Stein eine Stelle aus einem heidnischen Steinkreise gewesen sei. Der Umstand allein, dass er in der Nähe einer christlichen Kirche, die höchstwahrscheinlich auf einer heidnischen Kultstätte errichtet worden war, gefunden ist, beweist nichts für ein so hohes Alter der Inschrift, die in diesem Falle doch quer, wenn auch in mehreren Zeilen, über die Schmalseite des aufgerichteten Steins hätte gehen müssen. Ausserdem ist nicht das Misstrauen der christlichen Priester in Betracht gezogen, die doch zweifellos eine mit heidnischen

Schriftzeichen versehene Stele gründlich zerstört und nicht nur auf das Gesicht umgelegt haben würden.

Die Direktion des Märkischen Provinzial-Museum hatte mir die Akten und das übrige Material zur Prüfung und Äusserung zugeschrieben.

Die Lösung des vorliegenden Schrifträtsels gelang mir überraschend schnell, da derartige und ähnliche Inschriften schon seit einigen Jahrzehnten mein Sonderstudium bilden und da es mir durch Übung nicht schwer wird, alsbald den den Inschriften von ihren Verfassern mitgegebenen Schlüssel aufzufinden. Bevor ich jedoch auf die Inschrift selber eingehe, muss ich zur Vorbereitung des Verständnisses dafür etwas weiter ausholen.

Der Stein lag am Eingang des Kirchhofes, allerdings umgestürzt mit der Inschrift gegen den Erdboden. Es ist nicht anzunehmen, dass der grosse und schwere Stein ohne Not wird hin- und hergewälzt worden sein. Ehedem war er sicherlich derart aufgerichtet, dass die Inschrift in der Vertikalebene lag und von jedem, der den Kirchhof betrat, gelesen werden konnte. Als der Weg nach der Kirche immer mehr ausgetreten und von Regengüssen tiefer ausgewaschen war, verlor der Stein eines Tages das Gleichgewicht und fiel auf die Inschrift.

Unmöglich konnte seiner Zeit dieselbe den Ortseingesessenen, die damals gar nicht lesen konnten, etwas neues sagen; sie musste also für Fremde, die des Lesens kundig waren, bestimmt sein. Es konnten diese durchreisenden Fremden kaum andere Leute sein als solche, die ein Interesse an dem hatten, was die Hersteller der Inschrift vor ihnen getan. Lesen und Schreiben wurde im früheren Mittelalter lediglich in den Klöstern gelehrt und geübt und aus diesen heraus, deren Äbte nicht selten hochbegabte Baumeister waren, entwickelten sich die Bauhütten d. h. die von der Klostergeistlichkeit unabhängigen Vereinigungen von Baukünstlern, die in bedeutenderen Städten ihren festen Wohnsitz hatten. Für die damalige Zeit würde hier in erster Linie die Torgauer Bauhütte in Betracht kommen. Wo irgend in der Mark bald nach Einführung des Christentums es etwas zu bauen gab an Kirchen, Kapellen oder Rathhäusern, entsandte die Bauhütte einen Meister mit der nötigen Anzahl Gesellen, um den Bau auszuführen. Mindestens der Meister war ein im Lesen und Schreiben bewandeter Mann. Jeder Faber, wie der technische Ausdruck für die Bauleute hiess, hatte bei seiner Aufnahme in die Hütte einen Eid dahin leisten, dass er von den Geheimnissen seiner Bauhütte bei den schwersten Strafen nichts verraten und weder durch Eingraben noch durch Schreiben Mitteilungen machen würde. Trotzdem unterliessen es die Bauleute selten und fast nie, sich zu verewigen d. h. vorüberziehenden Zunftgenossen Nachrichten über ihre Tätigkeit zukommen zu lassen. Im früheren Mittelalter konnte dies ohne Gefahr und unbeschadet

des Eides in bekannten Schriftzeichen geschehen, da allenfalls nur ein Mönch oder Priester diese Nachricht hätte lesen können. Aber man beging doch noch die Vorsicht, durch symbolische Andeutungen den unkundigen Leser irre zu leiten. Später im 14. und 15. Jahrhundert, als die Lesekunst grössere Verbreitung gefunden hatte, bediente man sich künstlich geschaffener Alphabete. Selbstverständlich enthielten auch diese Inschriften den Schlüssel zur Lösung. Nicht selten war auch aphoristisch die Andeutung gemacht, dass es sich um eine Inschrift zünftiger Bauleute handle und zwar durch Darstellung des Grundrisses einer Bauhütte.

Drei Meister bildeten schon eine Bauhütte. Die Zahl der Gesellen war eine willkürliche, aber im wesentlichen wird sie sich auf eine Mehrheit der heiligen Zahlen 3, 5, 7 beschränkt haben. Eine dieser Zahlen findet sich immer wieder in den Bauwerken, so in der Apsis der Kirchen, in der Zahl der Hallen des Kirchenschiffes. In einer chiffrierten Inschrift von 1447, ebenfalls von Bauleuten herrührend, fand ich in der Andeutung der Bauhütte den Meister und 7 Gesellen, von denen 2 als Parlierer fungierten. Die Inschrift selbst ergab, dass tatsächlich der Meister mit 7 Fabris beim Werke tätig gewesen war.

Bezüglich mittelalterlicher Inschriften im allgemeinen ist zu bemerken, dass öfter eine Zusammenziehung mehrerer Buchstaben, die zu einem Begriff gehören, in ein neues Zeichen vorkommen, dass die meisten Wörter durch einen oder zwei Buchstaben angedeutet sind. Diese Abkürzungen haben mit den heut gebräuchlichen nichts gemein. Nicht selten liegt in einer Inschrift noch ein verborgener Sinn, auf den auf verschiedene Weise hingedeutet wird. Gerade deshalb ist es so sehr notwendig, dass jedes Zeichen mit der grössten Genauigkeit wiedergegeben wird, um die Möglichkeit der richtigen und erschöpfenden Entzifferung zu gewähren.

Im vorliegenden Falle handelt es sich um eine Inschrift von Bauleuten, bzw. eines Meisters einer Bauhütte und zwar in erster Linie die Rogäsener Kirche und in zweiter Linie den uns unbekanntem Baumeister betreffend.

Äusserlich tritt in dieser Inschrift die Entwicklung von zwei Zeilen hervor, deren zweite durch Schriftzeichen aus der ersten Zeile durchbrochen ist. (Figur 30, 31, 33, 34.) Der Künstler hat dadurch augenscheinlich zunächst die Wiederholung der Ausmeisselung derselben Zeichen vermeiden wollen. Das nach rechts stehende Zeichen, das einem Schlüssel gleicht (Figur 32) unterragt erkennbar die zweite Zeile. Auch darin ist ein Wink gegeben, wie unten gezeigt werden soll.

Das erste Zeichen besteht aus 5 Vertikalstrichen, deren beide erste mit einem Horizontalstrich unterzogen sind. Es entspricht den Initialen, die in mittelalterlichen Schriften mehreren Zeilen vorgemalt sind; es ist ein zusammengesetztes und enthält in den beiden Vertikalstrichen in

Verbindung mit dem Horizontalstrich den Schlüssel dafür, dass man es mit einer Bauleuteinschrift zu tun hat. Die schlüsselartige Figur der zweiten Zeile, obschon das Monogramm des Baumeisters, enthält zugleich die Probe auf das Exempel.

Die mehr erwähnten 3 Striche geben den Aufriss einer mittelalterlichen Bauhütte. Der Horizontalstrich stellt den Arbeitstisch des Meisters dar, der im Osten seinen Platz hat, um die Bauhütte zu regieren und an dem Tische seine Entwürfe zu machen. Die beiden Vertikalstriche machen die Plätze der übrigen Meister im Norden, der Gesellen und Lehrlinge im Süden erkennbar, an deren Enden nach Abend die Parlierer ihre Plätze hatten, um die beiden Kolonnen in der Hütte zu vertreten. Man kann deshalb auch diese beiden Striche als die Parlierer ansehen, so dass die 3 folgende Striche die Gesellen darstellen. Es ist somit in diesen 6 Strichen der Anfang der ganzen Inschrift zu lesen:

„Ein Meister und 5<sup>4</sup> Gesellen.“

Dass tatsächlich Gesellen gemeint sind, ergeben die beiden folgenden Zeichen (Figur 6, 7). Der lange geschweifte, unten durchkreuzte Strich ist ein f — ein t müsste oben gekreuzt sein. Der Doppelwinkel dahinter ist ein r. Wenn dies r nach oben unverhältnismässig verlängert ist, so hat man mit einer Geschmacksrichtung des früheren Mittelalters zu rechnen, das ungemein lange und schmale Buchstaben liebte und deshalb Verlängerungen nach oben vornahm, wie wir später noch beim n sehen werden. Bei der Bevorzugung gerader Linien in dieser Inschrift darf es nicht auffallen, dass der nach rechts gehende Buchstabenteil geradlinig ist. Das fr ist die Abkürzung für fabri, Bauleute: Sprecher und Gesellen.

Die beiden folgenden Zeichen (Fig. 8, 9) gehören zusammen. An einem hi = hier ist wohl nicht zu zweifeln.

Die vierte Gruppe (Figur 10, 11, 30, 31) aus zwei Zeichen bestehend, zeigt zunächst nach der genauen Abbildung eine Form, die man unter Berücksichtigung des Umstandes, dass keine Bogen vertreten sind, sehr wohl für b lesen kann, während das andere, nach der Photographie hier wiedergegeben, einen Vertikalstrich zeigt, von dessen unterem Ende ein zweiter Strich schräg nach rechts geht. Es hat den Anschein, als ob der Vertikalstrich unten ausgewittert ist, da man annehmen muss, dass diese beiden zusammengehörigen Zeichen ursprünglich auf derselben Linie gestanden haben. Darnach ist das zweite Zeichen das mittelalterliche n, dessen Unterschied vom h hier in die Augen springt. Es ist dieses n im wesentlichen die Form, welche in den Inschriften auf den Grabplatten der Havelberger Bischöfe und genau auf der Kyritzer Elle von 1238 erscheint. Das Zeichen bn lese ich für „bauten“, denn eine andere Tätigkeit hätten die Werkleute kaum als wert des Fest-

haltens mitteilen wollen. So heisst diese Zeile bis jetzt: „Ein Meister und 5 Gesellen hier bauten.“

Das folgende Zeichen (Fig. 12) ist, ohne dass es bis in die zweite Zeile hinuntergeht, erkennbar gross; ihm entspricht das letzte Zeichen dieser Reihe (Fig. 25, 34), das sich aber bis in die zweite Zeile fortsetzt, an Grösse. Sie beide und alles, was dazwischen steht, müssen sonach zusammengehören und als etwas Einheitliches gelesen werden. Es ist darin, wie gezeigt werden soll, eine Zeitbestimmung enthalten. In den Handschriften des früheren Mittelalters wurde durch eine Raute das  $\circ$  dargestellt. Hier setzt sich der erste, schräg nach unten gehende Strich einer solchen nach unten fort. Ein Strich mit davor liegendem  $\circ$  stellt das Skelett des 9, mit dahinter liegendem  $\circ$  dasjenige des p dar, mithin ist das erste Zeichen des vorliegenden Begriffes als p zu lesen. Die 3 folgenden Zeichen (Figur 13—15) sind unverkennbar J, C, H oder dem Sinn entsprechend J Ch und dahinter steht erhöht ein Kreuz, wie es in religiösen Schriften hinter Gott, Christus u. s. w. gemacht zu werden pflegt, darnach folgt die Form (Fig. 17), die wir schon als n kennen gelernt haben. Die Stelle löst sich sonach auf in „post Jesum Christum † natum.“

Nun kommt im wesentlichen das Zeichen, nur kleiner, wie am Schluss der Zeile. Es ist ein J-Strich, der noch einen Vorschwung erhalten hat in Gestalt eines vorgesetzten Winkels; sein Wortwert muss aber erheblich geringer als das J am Ende der Zeile sein. Ihm folgt ein einfacher Strich, ein T, wieder ein Strich und dann eine verzogene XII, endlich als Schluss das mächtige J. Wenn hier das J als solches durch eine Art Vorschwung erkennbar gemacht ist, dann müssen die übrigen einfachen Striche eine andere Bedeutung haben und die XII legt es nahe, dass man es mit Ziffern zu tun hat. Dieses J I T I XII J lese ich als: „im 1 Tausend 1 Hundert 12 Jahre.“

Das Objekt zu der bis jetzt vorliegenden Zeile: „Ein Meister und 5 Gesellen hie bauten post Jesum Christum † natum im 1112. Jahre“ muss notwendig die zweite Zeile enthalten. Gleich das erste Zeichen bis einschliesslich des dazu gehörigen Kreuzes (Figur 27) giebt ein Rätsel auf, wie es die damalige Zeit, die jetzt ganz genau feststeht, so sehr liebte. Am Ende des Zeichens endigen 3 Striche, die so gezeichnet sind, dass ihre Verlängerungen in einen Punkt zusammentreffen würden. Durch diese Nichtvollendung ist zunächst angedeutet, dass man ein aufzulösendes Zeichen vor sich hat. Durch den Querstrich im letzten Vertikalstrich ist weiter erkennbar gemacht, dass das hintere Ende den Anfang des Ganzen macht, das Zeichen zum Zwecke seiner Auflösung eine drehende Bewegung zu machen hat, bei der die einzelnen Buchstaben gewissermassen aus dem Ganzen herausfallen. Diese Entwicklung habe ich besonders (I—VI) dargestellt. Durch den erwähnten Quer-



strich ist ein Kreuz gebildet, das ich bestehen lasse (Fig. VI). Wäre dies nicht beabsichtigt gewesen, würde dem Steinmetzen eine Winkelung des Endes dieses Striches nach rechts genügt haben, um auf die Umkehrung hinzuweisen. Dann tritt derselbe Strich, nur als Strich in der Bedeutung von J auf (Fig. V). Bei einer Drehung der Grundlinie des Zeichens um  $45^\circ$  (Fig. IV) entsteht der Kopf des frühmittelalterlichen E. Der Schlussstrich müsste zwar horizontal verlaufen, aber wenn man die beiden daruntergezeichneten E-Formen verbindet und gewissermassen das Mittel nimmt, wird in der gewinkelten Figur immerhin eine Art E erkennbar bleiben. Bringt man durch weitere Drehung die Grundlinien in senkrechte Lage (Figur III), tritt unverkennbar das mittelalterliche D hervor. Endlich kommt durch weitere Drehung die Grundlinie in die Horizontallage zurück. Beim D ist der Horizontalstrich über die Spitze des Dreiecks hinaus nicht berücksichtigt. Dies muss jetzt geschehen und eine Figur (II) entstehen, in der die beiden anderen Vertikalstriche unberücksichtigt zu bleiben haben. Man erhält dadurch die Grundform des Kreuzfixes. Bringt man aber weiter alle 3 Vertikalstriche zur Erscheinung, so bilden diese mit der Horizontalen die Form des frühmittelalterlichen M (Figur I). Das erste Zeichen der zweiten Zeile löst sich sonach auf in: „M. crucifixi dei †.“ Darüber, dass die nun folgenden Zeichen (Fig. 28, 29) T und L bedeuten, kann kein Zweifel sein, auch darüber nicht, dass darin „templum“ abgekürzt ist. In das Satzgefüge eingereiht, ergibt sich für diese Zeile magni crucifixi Dei † templum d. h. die christliche Kirche in Rogäsen. Dahinter steht das grossgeschriebene Monogramm des Baumeisters (Fig. 32). In diesem Zeichen findet man, wie schon oben angedeutet, eine Bestätigung des Einganges der Inschrift. Es scheint dasselbe sich aber daraus entwickelt zu haben, dass der Meister stets mit fünf Gesellen zu arbeiten pflegte. Die Anordnung der 7 Striche ist aber eine so eigenartige, dass man darin auch die Anfangsbuchstaben seines Namens wird suchen müssen. Der von oben nach unten gehende Strich zeigt zunächst am Fuss zwei Zierstriche. Ohne sich einen Zwang aufzuerlegen, kann man darin ein J erblicken; denkt man sich weiter je zwei der nach rechts gehenden Striche verbunden, so kommt man zu einer Schriftform, die dem B sehr nahe steht. Der Meister könnte sonach sehr wohl den Namen Johannes Baptista geführt haben. Familiennamen kannte man nicht, nur Beinamen, und ein solcher würde wohl „Faber“ haben heissen können.

Wenn ich behauptete, dass die Vergrösserung einzelner Zeichen (b, n, JB, x, J) darauf hinwies, dass man die zweite Zeile noch einmal lesen solle, so ist das von mir nicht Willkür, sondern beruht auf kulturgeschichtlichen Beobachtungen. Wenn man nämlich Epitaphien namentlich aus dem 17. Jahrhundert in ihrer Schrift studiert, so findet man, dass einzelne Zeichen, namentlich M, D, C, X, V und J besonders gross

geschrieben sind. Liest man dieselben fortlaufend, so findet man darin genaue Zeitangaben bezüglich Geburt und Tod dessen, der in der Grabchrift verherrlicht ist. Im vorliegenden Falle enthält nun die 2. Zeile tatsächlich eine biographische Notiz, nämlich: „magni crucifixi dei † templa bauten der Meister und seine 5 Gesellen 10 Jahre.“

Es liegt somit ausser der Nachricht von der Erbauung der Kirche, auch noch eine Jubiläumsnachricht vor bezüglich des Baumeisters.

Die ursprünglichen kleinen Dorfkirchen aus Steinblöcken sind in der Mittel- und Altmark bis auf wenige verschwunden. Entweder hat man die hohen Türme — wie z. B. in Zernitz an der Hamburger Bahn noch einer erhalten ist — abgetragen und damit Erweiterungsbauten vorgenommen, oder an Stelle der alten Gotteshäuser Neubauten errichtet. Soweit die alten Kirchen noch erhalten sind, lassen sie den Plan und die Ausführung ein und desselben Meisters erkennen.

Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, dass dieser Meister in dem Rogäsener Stein und seiner Inschrift seine Karte an uns abgegeben hat.

Jedenfalls liegt in dem Rogäsener Runenstein eine hochinteressante baugeschichtliche Urkunde vor, für deren Erhaltung die Wissenschaft der gräflichen Familie von Wartensleben Dank wissen muss.

Hierzu bemerkt Herr Robert Mielke: So sehr ich auch den Scharfsinn des Herrn Altrichter anerkenne, so muss ich doch gegen die von ihm vorgebrachte Deutung wichtige Bedenken geltend machen. Zunächst gegen seine Annahme, dass wir es hier mit Steinmetzzeichen zu tun haben. Unsre Kenntnis dieser Zeichen ist sehr gering; sie besteht im wesentlichen nur in der Übersicht über die vielen Hunderte von den Hausmarken ähnlichen Zeichen, die sich an den hervorragenden Bauten des späten Romanismus und der Gotik (seltener in der neueren Zeit) finden. Alles, was von den Bearbeitern bisher gedeutet worden ist, beruht auf unerwiesenen Annahmen. Erst mit dem Ende des 15. Jahrhunderts stehen wir durch die erhaltenen Ordnungen (Bauhüttenordnung von Strassburg 1459, die Rochlitzer Ordnung vom Ende des 15. Jahrh. und das Bruderbuch vom 1563) einigermaßen auf sicherem Grunde (vergl. den Aufsatz von G. Schönermark. Die Bedeutung der Steinmetzzeichen. Denkmalpflege 1902 S. 122). Sowohl diese späten Zeugnisse wie die Zeichen selbst widersprechen der Auslegung des Herrn Altrichter. Das eine unbestrittene Ergebnis haben alle Nachforschungen bisher gebracht: die Bauhütten konnten nur da entstehen und sich organisieren, wo grosse Stadt- und Kathedralkirchen gebaut wurden. Eine Mitwirkung an dem Bau von Dorfkirchen — und noch dazu in so früher Zeit auf dem so unruhigen slavischen Grenzgebiet — ist so lange zurückzuweisen, bis ein einziger Fall auch nur annähernd nachgewiesen ist. Wir dürfen annehmen, dass die Dorfkirche — wie noch bis in das 19. Jahrhundert hinein das Bauernhaus —

von einheimischen Kleinhandwerkern, die zum Teil noch andre Gewerbe betrieben, unter Mitwirkung von Laien errichtet worden ist. Wir haben selbst Beweise genug dafür, dass auch bei grösseren kirchlichen Bauten die Mitwirkung des Laienelements nicht gering war (Belege bei Nordhoff. Der Holz- und Steinbau Westfalens 1873). Wie soll nun die kleine unscheinbare und schmucklose Feldsteinkirche des Dorfes Rogäsen zu solcher Wertschätzung gekommen sein, dass sie mit einem Aufgebot von 6 geschulten Steinmetzen in 10 Jahren errichtet werden musste!

Es sind aber auch noch innere Gründe vorhanden, die einen Zusammenhang mit den Steinmetzzeichen widerlegen. Wo ein solches Zeichen erscheint, ist es immer in unmittelbarer Verbindung mit dem Bau selbst angebracht, nie an einem abseits stehenden Block (s. Back, Steinmetzzeichen, Altenburg 1861. Schneider, Über die Steinmetzzeichen, Mainz 1872. Klemm, Württembergische Baumeister und Bildhauer in Württ. Jahrb. f. Stat. u. Landeskunde, Stuttgart 1881. Zimmermann, Die Matthäikirche zu Leisnig, Leisnig 1882. Rziha, Studien über Steinmetzzeichen in: Mitt. d. K. K. Centr.-Komiss. Wien 1883. Klemm, Die Familie der Meister von Gmünd und ihre Zeichen in: Bericht d. Generalvers. d. deutsch. Gesch. u. Altertumsvereine, Stuttgart 1893). Dass der Stein von Rogäsen früher an anderer Stelle — am Bau selbst — gewesen sein könne, wird durch seine Grösse (über 1 m) unwahrscheinlich gemacht, obwohl die Kirche im Osten verändert worden ist (s. Inv. d. Bau- u. Kunstdenkm. d. Prov. Sachsen XXI S. 357). In diesem Masse wurden Steine — und auch das nur selten in Norddeutschland — allenfalls an den Grundmauern verwendet, die doch einen geeigneten Platz für Bauinschriften nicht abgaben. Herr A. nimmt ferner an, dass auf unsrem Steine eine zusammenhängende Inschrift enthalten sei, was bei den sonst bekannt gewordenen Steinmetzzeichen nicht der Fall ist, es sei denn der seltenere Fall des Eigennamens, dann aber in unverkennbaren Schrifttypen. Dagegen lehrt uns die, leider vielfach versteckte, Literatur über die Steinmetzzeichen, dass wir es mit einzelnen, den Hausmarken um so ähnlicheren Gebilden zu tun haben, je älter die Beispiele sind. Nach den gründlichen Forschungen von Cl. Pfau (Das gotische Steinmetzzeichen in: Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge XXII, Leipzig 1895) ist es wohl unbestritten, dass das Steinmetzzeichen aus jener Hausmarke entstanden und nach und nach in den heraldischen Charakter übergegangen sei.

Und nun noch ein Schlussbedenken. Herr A. entwickelt eine halb deutsche, halb lateinische Inschrift. Sind für jene Frühzeit der norddeutschen Baugeschichte deutsche Bauinschriften recht selten (ich hoffe im Zusammenhang später darüber eingehender berichten zu können), so dürfte eine Zusammenstellung beider Sprachen in einer Bauinschrift für jene Zeit überhaupt nicht nachweisbar sein. Die Schlüsseltheorie,

die Herr Altrichter gewissermassen zur Grundlage seines Deutungsversuches macht, kann überdies nach den Untersuchungen von Clemens Pfau als vollständig widerlegt gelten. Ich kann mich also zu meinem Bedauern der soeben gehörten Deutung nicht anschliessen.

(Die Möglichkeit, die Rogäser Inschrift als Bettlerzinken zu deuten, die ich in der Sitzung selbst für nicht ausgeschlossen hielt, muss ich nachträglich beanstanden, nachdem ich erfahren habe, dass die Inschrift auf einem Granitstein eingegraben ist.)

Darauf bemerkt Herr Herrmann Maurer: Auch ich muss mich den von Herrn Robert Mielke bezüglich der Deutung der Zeichen erhobenen Bedenken anschliessen, möchte jedoch bemerken, dass es sich anscheinend weder um eine Inschrift, noch um Gaunerzeichen (Zinken), sondern aller Wahrscheinlichkeit nach um ein Verzeichnis der Hausmarken der im Dorfe Rogäsen befindlich gewesenen Hausstellen, und zwar um einen Steuerkataster handelt. Zur Begründung meiner Ansicht möchte ich mir erlauben Folgendes anzuführen: Bekanntlich sind die ältesten Hausmarken aus zum Teil missverstandenen einfachen und Binderunen entstanden. Eine Prüfung der Photographie des Steines ergibt, dass die rätselhaften Zeichen in zwei Linien angeordnet sind. Die mutmasslich obere Linie scheint in der Mitte unterbrochen zu sein, auf welchen Umstand ich noch später zurückkommen werde. Von den Zeichen gelang es mir mit Sicherheit nur vier als Runen des gemeinen germanischen Alphabets (Futhark) zu erkennen; es sind dies zwei E, ein T und ein umgekehrtes L. Die beiden E weichen so erheblich von einander ab, dass man unbedenklich annehmen kann, dieser Unterschied sei ein gewollter. Aus dem Werke „Die Haus- und Hofmarken“ von Dr. C. G. Homeyer, Berlin 1870, ersehe ich, dass im Havelland jeder Hausbesitzer sein besonderes Zeichen an der Wohnung besass, mit dem auch das Gerät und das Vieh bezeichnet wurde (S. 88 a. a. O.). Desgleichen ist dort über den Rogäseiner Stein das Folgende gesagt: „Auf dem Wartenslebenchen Gute Rogäsen bei Genthin zeigt ein eingemauerter Stein allerlei unregelmässige Zeichen, bei denen mir zweifelhaft bleibt, ob sie von Steinmetzen oder sonstigen Wandergesellen herrühren“ (S. 89). Ferner ist in dem mit dankenswerter Genauigkeit geführten Akten des Herrn Grafen von Wartensleben gesagt, dass in früheren Zeiten die Bauern nach beendigter Kirche gerade auf dem nicht aus weichem Gestein, sondern aus Granit bestehenden Geschiebeblock ihre Steuern aufgezählt haben. Hierüber findet sich bei Homeyer eine Belagstelle wie folgt:

„D. Kreis Lebus. Nach Mitteilung des Landrats v. Winter vom Jahre 1858:

a. aus Quappendorf im Fürstl. Rentamt Neu-Hardenberg.

Laut einer mit dem Schulzen am 1. Juli 1858 aufgenommenen Ver-

handlung wurde früher über die Zahlung der Steuern und Gutsabgaben nur durch ein Löschen der beim Schulzen auf den Tisch gemalten Zeichen quittiert. Bei Rückständen wurde das Zeichen an der Fensterzarge des Säumigen vermerkt.“ (S. 89 a. a. O.) Auch mir ist aus der Literatur ein gleicher Fall bekannt geworden, leider ist mir jedoch die betreffende Stelle nicht mehr erinnerlich. Diese Erwägungen führen mich zu der Annahme, dass der Rogäsener Stein als Steuerkataster anzusprechen ist und dass man ihn aus alter Gewohnheit, nachdem man ihn, weil wohl die Hauszeichen nicht mehr zutrafen, umgedreht, für den frühern Zweck, d. h. zum Steuerzahlen weiter fort benutzte.

Zum Schluss möchte ich noch eines erwähnen: Am Eingang hatte ich darauf aufmerksam gemacht, dass die obere Reihe der Zeichen anscheinend in der Mitte eine Lücke aufweist. Merkwürdigerweise findet sich nach der Karte auch in der aus zwei Häuserreihen bestehenden Ortschaft Rogäsen und zwar in der nördlichen, also oberen Reihe ebenfalls eine Lücke, nämlich der Weg nach Wusterwitz. (Vergl. Skizze.) Sollte die räumliche Anordnung des Dorfes noch die gleiche sein wie im früheren Mittelalter, dann ist meines Erachtens das Rätsel des Steines unwiderleglich gelöst, derselbe ist dann unzweifelhaft ein Katasterstein. Übrigens soll sich nach den Akten in dem Rogäsen benachbarten Orte Viesen ein ähnlicher Stein befinden.

Zum Schluss erwidert Herr Altrichter auf die Einwürfe der Herren Mielke und Maurer folgendes.

In der Rogäsener Inschrift handelt es sich nach meinen Ausführungen gar nicht um sogenannte Steinmetzenzeichen, mit Ausnahme vielleicht der Figur 32. Diese Steinmetzenzeichen wurden an den Gebäuden selbst angebracht. Hier handelt es sich lediglich um eine private Mitteilung auf einem ausserhalb des Gebäudes liegenden Stein.

Bei allen Bauten tritt sicherlich auch das Laienelement hervor und zwar unter der Bezeichnung „Handlanger“, die Bauten selber führten aber gelernte Werkleute aus und diese rekrutierten sich aus ihren Bildungsstätten, den grossen Bauhütten. Der Begriff Bauhütte umfasste aber nicht nur den Raum, sondern bezeichnete gleichzeitig die Vereinigung, welche später sich mit dem Begriff Zunft deckte. Noch zur Zeit der alten Gewerbeordnung wurden nichtzünftige Maurer (Gesellen), die sich unterfingen auf eigene Hand zu bauen oder nur grössere Ausbesserungen vorzunehmen, bestraft.

Alle weiteren Ausführungen treffen hier nicht zu, weil sie von falscher Voraussetzung ausgehen.

Lateinisch sind nur technische und aus dem Gottesdienst geläufige Bezeichnungen, die ersteren deshalb, weil aus der Zeit des römischen Reiches zunftartige Verbindungen von den Klöstern hinsichts der Baukunst übernommen worden waren, namentlich als sie sehr bald auch

begabte Laien in der Baukunst unterrichteten, die dann die Stifter von profanen Bauhütten wurden. Für offizielle Urkunden bestand damals Einheit der Sprache, aber hier liegt eine Privatkundgebung vor, in der wohl jeder nach seinem Geschmack zu schreiben pflegt.

Der Gebrauch der Hausmarken ist mir sehr wohl bekannt, ebenso wie ihre nicht selten in verschiedenen Orten wiederkehrenden Formen. Wenn hier solche vorlägen, durften die †, die Nr. 11 und 17, 18 und 25 nicht wiederkehren. Diese Zeichen sind eben nicht Unterscheidungszeichen, was die Hausmarken doch sein sollen und was bedeuten die vielen einfachen Striche?

Es wäre allenfalls nicht ausgeschlossen, dass, wenn einst die Schrift nach oben gelegen habe, man jedem Besitzer ein Zeichen derselben zugewiesen und dasselbe bei der Steuerzahlung als Quasi-Hausmarke benutzt habe. Doch dafür ist kein Anhalt vorhanden.

XXIV. Fräulein Elisabet Lemke, Hohenzollern und andere Fürsten in Mythenbildung (Fortsetzung des am 13. Dezember 1893 in unserer Gesellschaft gehaltenen Vortrages). Wir hoffen den Vortrag in einem der nächsten Hefte als besonderen Aufsatz bringen zu können.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

**Zu märkischen Altertümern.** Unweit Pinnow, jenes Dorfes im Kreise Angermünde, welches unter den Altertümerfreunden durch mehrere wichtige Funde zur Vorgeschichte unserer Heimat schon einen guten Namen hat — grub doch erst kurz vor 1900 dort wieder Herr Dr. Goetze aus Berlin ein Skelett aus — und zwar auf dem Grenzrain zwischen den Feldmarken der Dörfer Frauenhagen und Mürow — befindet sich ein Dolmen, noch wohl erhalten, über dessen Maße etc. ich mir genauere Mitteilungen für die zweite Hälfte des Jahres behufs näherer Forschung vorbehalte.

Wie die Uckermark überhaupt reich ist an vorgeschichtlichen Funden (allein meine Freunde, die Lehrer Sendke-Bagemühl, nahe der Randow, und Sukrow-Lunow a. O. haben eine stattliche Reihe derselben gemacht), so ist im Juli 1901 ein solcher zu Tage gekommen bei dem Dorfe Herzsprung, einer Haltestelle der Stettiner Bahn zwischen Chorin und Angermünde. Gelegentlich eines starken Regens musste der steile Uferrand des Ackers am Mühlensteige etwas abgeschippt werden und dabei stiessen die Arbeiter auf eine ganze Reihe Urnen, wo deren noch nie gefunden waren. In der Gier nach vermeintlichen Schätzen zerschlugen sie die beim Herausnehmen natürlich noch sehr weichen Gefässe, so dass ich gelegentlich eines Besuches dort nur Trümmer vorfand. Doch ergaben diese, dass zweierlei Scherben: